

Konrad Vollmann/Vlatka Cizmic

***Boni auctores. Formale Qualität als Autoritätskriterium im Humanismus des
14. und 15. Jahrhunderts***

(Langfassung)

Der Terminus *auctoritas*/Autorität deckte im Mittelalter - je nach der Sache, auf die er angewandt wurde - unterschiedliche Begriffsinhalte ab.

a) In Verbindung mit einer öffentlich-rechtlichen Institution wie dem Papsttum, dem Kaisertum oder jeder anderen über herrschaftliche Gewalt verfügenden Institution war *auctoritas* mit dem Amt verbundene, von der persönlichen Qualität des Amtsträgers unabhängige Entscheidungs- und Weisungsvollmacht. An ihr partizipierte jeder, dem vom Inhaber der Amtsgewalt Vollmacht delegiert worden war, der also *auctoritate alicuius* handelte.

b) Von dieser objektiven *auctoritas* zu trennen ist die subjektive Autorität einer Person, d.h. das Ansehen und der Einfluß einer Person. Sie beruht auf besonderen Fähigkeiten und/oder Lebensumständen: moralische Integrität, Lebensweisheit, Klugheit, Tapferkeit, Bildung, Fachwissen, Reichtum, Verwandtschaft u.a.m.

c) Eine dritte Bedeutung von *auctoritas* im Sinne von "Zuverlässigkeit" bezieht sich auf die Übermittlung von Erkenntnis, sei es als Bezeugung von faktischer oder als Vermittlung von intellektueller Wahrheit (*doctrina*).

Auf allen drei Gebieten weist die Begrifflichkeit (*comprehensio conceptus*) im 15. Jh. keine tiefgreifenden Änderungen auf, wohl aber ändern sich z.T. die Vorstellungen darüber, wem *auctoritas* zuzubilligen ist (*extensio conceptus*). So gibt es im Bereich a) Diskussionen über den Grad von *auctoritas*, der den verschiedenen Trägern von Amtsgewalt (Papst, Konzil, Kaiser, Fürsten, Städten u.a.m.) zukommt. In b) zeichnen sich unterschiedliche Auffassungen bezüglich der *rationes auctoritatis* ab, ob etwa der Tapferkeit oder der Klugheit, der moralischen Integrität oder dem Wissen mehr Gewicht zuzubilligen sei. (Unbestritten blieb der Vorrang des Wissens im Fall der fachspezifischen

auctoritas, also der Autorität eines Juristen, Arztes, Naturkundlers, Philosophen und Theologen im Kreis seiner Fachkollegen.)

Die größte Verschiebung zeigt sich im 14. und 15. Jh. im Bereich c) auf dem Feld der Autorität von Schriftstellern - selbstverständlich mit Ausnahme der Hagiographen: Die Hl. Schrift als inspiriertes Wort Gottes bleibt als Autorität unangefochten. Bezüglich aller anderen Autoren findet jedoch eine radikale Neubewertung statt. Enea Silvio Piccolomini verbietet in seinem Erziehungsbrief dem Herzog Sigismund von Österreich, Thomas von Aquin, Alexander von Hales, Albert den Großen, Petrus von Blois, Nicolaus von Lyra, Alanus ab Insulis und überhaupt *hanc novorum turbam* zu lesen (ed. Wolkan, Briefe I, S. 230). Eine erweiterte Negativliste gibt Lorenzo Valla in seinem Brief an Giovanni Aretino (ed. Besomi/Regoliosi, epist. 13, S. 201, Z. 142-150). Ähnlich Leonardo Bruni Aretino, Guarino und Alberti. Piccolomini billigt den abgelehnten Autoren zwar Gelehrsamkeit zu, doch sei diese Gelehrsamkeit unfruchtbar: *nam etsi docti sunt docere tamen alios non possunt* (ibid.). Valla geht in seiner Kritik noch einen Schritt weiter: *Quos omnes tantum abest ut existimem doctos fuisse ut (deum testor) mallet me illiteratum quam parem alicuius illorum esse* (ibid., Z. 150-152).

Die Vorwürfe, die gegen die gesamte *turba novorum* erhoben werden, sind im wesentlichen folgende: 1. Diese Schriftsteller nehmen zwar für sich in Anspruch, sicheres Wissen zu vermitteln, doch ist das von ihnen propagierte Wissen teils falsch, teils unsicher, wie die endlosen Streitereien unter ihnen beweisen. Das gilt für die scholastischen Philosophen und Theologen ebenso wie für Juristen und Mediziner. 2. Das von den 'modernen' Autoren gelehrt Wissen ist nicht wissenswertes, totes Wissen, weil es nicht die Ausbildung wahren Menschseins fördert. 3. Kennzeichnend für die 'schlechten' Autoren ist die schlechte sprachliche Form, in der sie ihre Erkenntnisse vortragen. Sie schreiben so, daß der Leser abgestoßen wird (Neologismen, Grammatikverstöße, schmuckloser oder überladen-geschmackloser Stil), anstatt ihn durch gute Sprache (*eloquentia*) zu wahrer Weisheit und guter Lebensgestaltung zu führen.

Diesen 'schlechten', weder lesens- noch nachahmenswerten oder gar verehrungswürdigen, mithin der Autorität entbehrenden Autoren stellen die

'guten' Schriftsteller ihr eigenes Programm entgegen. 1. Der echte *homo litterarum* will nicht durch artistische Kniffe und eristische Aggressivität eine - seine - Meinung als einzig mögliche, sichere Wahrheit erweisen, sondern versucht, sich im Austausch mit anderen Meinungen der Wahrheit anzunähern, sofern diese überhaupt erforschenswert und soweit sie überhaupt erforschbar ist. Dort, wo der Gegenstand sich über das Erforschbare erhebt, wie etwa im Bereich des Göttlichen, zieht er es vor, das Unerforschliche still zu verehren und sich dem Glauben anzuvertrauen. 2. Er vermittelt lebendiges, vitalisierendes Wissen, sei es in Werken der *moralis philosophia*, sei es in Werken der Geschichtsschreibung. 3. Er vermittelt sein Wissen in anziehender, den Leser zu richtigem Tun bewegender Form.

Alle drei Forderungen sehen die Humanisten in der antiken Literatur in vorbildlicher Weise erfüllt. Ihr billigen sie daher Autorität und Modellcharakter zu. Doch ist zu beachten, daß es dabei nicht primär um die Imitatio eines bestimmten Autors - nicht einmal Ciceros - geht, obwohl sich die Humanisten der unterschiedlichen schriftstellerischen Ansprüche und der individuellen Stileigenheiten auch der antiken Autoren wohl bewußt sind. Es geht vielmehr um die vom (Spät-)Mittelalter abweichende Grundeinstellung. Die 'Nachahmung' der Humanisten ist gewissermaßen eine *Meta-imitatio*: die Nachahmung nicht eines Stils, sondern eines Stilwillens. Und was zählt, ist dieser Stilwille, die Erfüllung der oben genannten drei Forderungen, nicht das Altertum als solches. Wenn ein zeitgenössischer Autor diesen Forderungen ebenso entspricht wie die Alten, kommt ihm auch dieselbe Autorität zu. So sagt etwa Coluccio Salutati (Epist. I, S. 337): "Ich finde es unleidlich, daß du anscheinend zögerst, unserem Petrarca einen Homer, Hesiod, Theokrit, Virgil, Demosthenes, Cicero, Varro oder Seneca vorzuziehen. Ich weiß, daß das Ansehen (*auctoritas*) des Altertums überaus groß ist, und daß diese Menschen, die in lebendigem Stil ihr Andenken hinterlassen haben, umso stärker den Eindruck tieferen Wissens hinterließen je ferner sie uns zeitlich stehen. Aber hüte dich davor zu glauben, daß auch nur einer der von dir Genannten unserem Petrarca vorzuziehen sei."

Damit berühren wir einen zentralen Punkt, der vielleicht in der bisherigen Forschung zu wenig Beachtung gefunden hat. Die 'gute' sprachliche Form einer

mündlichen oder schriftlichen Äußerung ist für den Vorkämpfer der *studia humaniora* nicht etwas zum Werk Hinzukommendes, nicht eine Art 'Verschönerung', obwohl die ständig wiederkehrende Formel des *ornate loqui* dies nahelegen scheint, sondern Bestätigung seines Geltungs- und Wahrheitsanspruchs. Wer schreibt wie die Vertreter der mittelalterlichen Wissenschaft, verrät dadurch die falsche Einstellung zu Wissenserwerb und Wissensvermittlung überhaupt. Umgekehrt: Wer 'gut' schreibt, gibt damit zu erkennen, daß er nicht nach falschem oder unnützem Wissen strebt, im Schreiben nicht sich und den billigen Triumph über seinen Gegner sucht, sondern sich bemüht, die wahren Werte zu entdecken und weiterzugeben. An der Form kann der Leser erkennen, ob er sich dem Autor als Führer zur (existentiellen) Wahrheit anvertrauen kann oder nicht, ob er für ihn als Autorität in Frage kommt oder nicht. Als Beispiel für diese Vorstellung von der Autorität der Form zitiere ich Coluccio Salutati, *Invectiva in Antonium Luschum*, 129. Salutati sagt dort, er habe ursprünglich gar nicht auf den Unsinn der anti-florentinischen Schmähschrift Loschis antworten wollen. Doch hätten dessen Worte auf den ersten Blick den Eindruck erweckt, sie verdienten wegen ihres *ornatus* eine gewisse Hochschätzung (*auctoritas*) und wohlwollende Aufnahme. Aber es hätte sich (gemeint ist: bei näherem Zusehen) herausgestellt, daß es sich dabei um hohles Wortgeklänge (*strepitus inanis*) handle. Mit anderen Worten, gute Rede kann nicht aus falschem oder törichtem Herzen kommen. Umgekehrt: Wenn die Rede falsch und töricht ist, kann sie nicht gleichzeitig gut sein, sondern nur gut scheinen, während sie bei genauerer Prüfung sich als hohl erweist. Aus derselben Grundüberzeugung heraus, daß die (gute) Form Autorität verleiht, versteht sich vielleicht auch das schriftstellerische Œuvre Piccolominis, das neben Ernstem und Gewichtigem so viel Unernstes, Anekdotenhaftes, Beiläufiges aufweist, in den Briefen ebenso wie in historiographischen Schriften. Wenn die Form humaner Haltung entspringt und entspricht, wird sie auch humane Gesinnung vermitteln, gleichgültig ob der Inhalt ernst oder heiter ist, ob über Geschichte oder Tagesereignisse berichtet wird. Akzeptiert man diese Konzeption, dann gewinnt die Form eine gewisse, der platonischen Idee verwandte Eigenständigkeit. (Vgl. Eduard Mörike: "Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst".) Die

Hypostasierung der Form hilft auch über die Diskrepanz hinweg, die sich unter Umständen zwischen dem Charakter des Autors und seinem Werk auftut. Petrarca wußte nach der Lektüre von Ciceros Briefen sehr wohl um die menschlichen Unzulänglichkeiten seines literarischen Vorbilds. Er selbst beklagte des öfteren, daß er den in seinem Werk erhobenen Ansprüchen nicht genüge. Dennoch leiste die wohl geformte Schrift ihre Aufgabe, den Leser zu 'formen'. Die Autorität des guten und schönen Wortes ist größer als die persönliche Autorität des Schriftstellers.

In der Frage nach dem Inhalt eines Werkes zeigt sich dann der entscheidende Unterschied zum nicht-humanistischen mittelalterlichen Schrifttum. Dieses war im wesentlichen auf die Gewinnung von Sachwissen gerichtet, für das die als *philosophi* bezeichneten antiken Schriftsteller seit der Karolingerzeit als unumstrittene Autoritäten galten. Dies betraf die *artes liberales*, das juristische, medizinische und naturkundliche Fachschrifttum, und die Geschichtsschreibung, aber auch die von der antiken Logik und Dialektik angestoßene und durch die Auseinandersetzung mit dem Corpus Aristotelicum weiterentwickelte scholastische Philosophie und Theologie. Die Sprache dieser Disziplinen versuchte nicht 'schön', sondern unmißverständlich -präzise und damit für den möglichen Opponenten unangreifbar zu sein. Im Sinne der Eindeutigkeit scheute sie auch keineswegs vor sprachlichen Neubildungen zurück, wenn diese dazu verhalfen, einen Sachverhalt zu bestimmen. Nun war Fachschrifttum im Mittelalter nicht die einzige Form von Wissensvermittlung; gleichzeitig mit dem Aufkommen der Scholastik erreichte die lateinische Literatur des Mittelalters auch ihre dichterische Glanzzeit. Richtig ist aber auch, daß der ästhetische Impetus im Verlauf des 13. Jahrhunderts immer schwächer wurde und daß das Wissensinteresse des lateinischen Spätmittelalters, mit dem sich die Humanisten in erster Linie konfrontiert sahen, extrem sachorientiert war.

Der aus dieser Interessenlage erwachsenden Autorität des Sachbezugs stellen die Humanisten, wie gesagt, die Autorität der Form entgegen und leiten damit einen tiefgreifenden Wechsel im Diskurs der Wissensvermittlung ein. Nur - es ist nicht so, als ob der Wandel sich mit der Unausweichlichkeit eines Naturereignisses vollzogen hätte, weder hinsichtlich des zeitlichen Ablaufs noch

hinsichtlich der allgemeinen Durchsetzung des neuen Konzepts überhaupt. Autorität der Sachen und Autorität der Form existieren im 14. und 15. Jahrhundert nebeneinander in antagonistischem Pluralismus. Daß humanistisches Gedankengut sich nur sehr zögernd von Italien aus den Weg nach Norden bahnte, ist bekannt. Noch hundert Jahre nach Petrarca schreibt Piccolomini an Herzog Sigismund von Österreich, daß die Gebildeten ganz Italiens von der Lektüre der scholastischen Autoren abrieten, während der *extra Italiam doctus* sich über ein solches Verdikt empöre (ed. Wolkan, Briefe I, S. 230). Und der Jubelruf, den Piccolomini ausstößt, wenn wieder ein Deutscher zum Humanismus konvertierte, erinnert an die Begeisterung des 4. Jahrhunderts über jeden heidnischen Gelehrten, der wie Marius Victorinus, den Weg zum Christentum fand (vgl. Augustinus, Confessiones 8,2). "Denn du bist", schreibt Piccolomini 1449 an Gregor Haimburg, "über den Juristen und den Deutschen hinausgewachsen und verströmt den Duft italischer Beredsamkeit und Wortgewandtheit" (ed. Wolkan, Briefe IV, S. 79). Aber die Frage, wann die zeitliche Ablösung der *auctoritas rerum* durch die *auctoritas formae* erfolgte, wird fast unbedeutend angesichts der Frage, ob eine solche Ablösung überhaupt stattfand. Wenn man das Wort 'Ablösung' im strengen Sinn nimmt, muß sie sogar verneint werden. Das humanistische Konzept eines lebendigen, humanen und humanisierenden Wissens konnte trotz der Toderklärung des scholastischen Wissenschaftsbetriebs nicht die ebenso vitalen realen Bedürfnisse der Menschen aus der Welt schaffen. Wer eine Erbschaftsauseinandersetzung hatte, brauchte einen juristischen Beistand, und wer krank war, einen Arzt und Apotheker, gleichgültig was Petrarca, Piccolomini und Valla gegen diese Berufsstände vorgebracht hatten. Auch bezüglich anderer Lebensbereiche muten die Empfehlungen der humanistischen Autoren merkwürdig weltfremd an. Im bereits mehrfach genannten Erziehungsbrief an Herzog Sigismund empfiehlt Piccolomini dem künftigen Herrscher als Vorbereitung auf seinen Beruf, in Sachen Kriegskunst den Vegetius und in Sachen Land- und Gartenbau Vergil zu studieren. Der Militär des 15. Jahrhunderts dürfte dagegen lieber auf das Feuerwerksbuch des Konrad Kyesser und der Ökonom mit größerem Gewinn auf Petrus' de Crescentiis 'Ruralia commoda' zurückgegriffen haben.

Am augenfälligsten wird der Gegensatz von humanistischem Ideal und anti-humanistischer Pragmatik im Falle der Enzyklopädik, insbesondere der Naturenzyklopädik. Sie war für Petrarca der Inbegriff der Nutzlosigkeit gewesen; Bücher dieser Art galten bei ihm als Speicher toten, unfruchtbaren Wissens. Man vergleiche etwa 'De sui ipsius et multorum ignorantia' Buch II (ed. Buck, S. 23): "Ich bitte dich, was nützt denn das Wissen über die Natur der wilden Tiere, Vögel, Fische und Schlangen, wenn wir die Natur der Menschen nicht kennen, nicht wissen, wozu wir geboren sind, woher wir kommen und wohin wir gehen, und uns für diese Fragen nicht interessieren?"

Petrarcas Verurteilung bedeutete keineswegs den Tod der Gattung. Im Gegenteil; sie blühte im 16. Jahrhundert erst richtig auf, wofür die Namen Fuchs, Rondelet, Gesner, Aldovrandi neben anderen stehen. Der humanistische Einfluß machte sich - soweit die Werke lateinisch geschrieben waren - in größerer Rücksicht auf den sprachlichen Ausdruck bemerkbar, ansonsten aber ist ihr Geist vom Humanismus weitgehend unberührt. Zum einen enthalten sie noch viel 'mittelalterliches' Material (Fuchs), und zum andern ist das, was sie als neu charakterisiert, die geradezu leidenschaftliche Hinwendung zu den 'Sachen'.

Es ist daher nicht von ungefähr, daß so viele Teilprojekte des Bereichs A mit Enzyklopädien befaßt sind; sie sind charakteristischer für das Selbstverständnis der Frühen Neuzeit als der humanistische Rückzug aus der Welt der Realien. Natürlich wirken die von der humanistischen Bewegung ausgehenden Anstöße weiter, auch über ihre neuzeitlichen Domänen Nationaldichtung und Schulunterricht hinaus. Die im Vortrag Müller/Schierbaum angesprochenen Enzyklopädien setzen sich mit der Antikerezeption auseinander, die durch die Humanisten - verglichen mit dem Mittelalter - entscheidend verändert wurde, auch wenn sie dies in einer Gattung tun, die humanistischer Wissensvermittlung fremd ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Gegenstand des Vortrags Harms/Hess. Zwar entfernen sich die 'Wissenspeicher' und 'Wissensthesaurierungen', (notwendige) Vermittler von Traditionswissen für eine Bildungsgesellschaft, vom humanistischen Ideal einer das Leben verändernden Begegnung mit dem großen Autor, aber die Wissenspeicher sind eben auch gefüllt mit dem, was 150 Jahre humanistischer Studien hervorgebracht und erschlossen hatten. Am stärksten

dürfte der humanistische Impetus noch im Gegenstand des Vortrags Oesterreicher/Schmidt-Riese zu spüren sein - *ratio studiorum* ist ein humanistisches, kein genuin mittelalterliches Konzept. Dagegen drifteten die Tabellen und Formulare der Texte, mit denen sich der Vortrag Brendecke befaßt, relativ weit ab von dem, was das 15. Jahrhundert für wahres Wissen und genuine Wissensvermittlung gehalten hat.

So wie der Humanismus ein bißchen fremd zwischen Mittelalter und Neuzeit steht, fühlt sich auch der vorliegende Vortrag mit seiner Ideenwelt des 14. und 15. Jahrhunderts ein wenig einsam im Kreis der Cinquecentisten. Doch es dürfte auch für diese nicht uninteressant sein zu sehen, wovon ihre Epoche ausging und wovon sie sich abgesetzt hat.